

# S r a u e r   W o c h e n b l a t t .

No. 19.

Sonnabends den 10. Mai 1828.

Berl. und redig. von J. D. Nauert.

Das Bein.

(Beschluß.)

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

Nichts! — Aber Sie sind entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zengen Ihres sonst gesunden und heilen Verstandes.“

Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“

Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu seyn.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

Das alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pistolen, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth, haben Sie Lust, Meus-

chelndrder eines schuldlosen Hausvaters zu werden, so schießen Sie.“

Gut, Herr Thevenet, sagte der Dritte, und nahm das Pistol: ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung, oder aus Furcht vor der Kugel thun: müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

„Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle vor Ihren Augen.“

Der Dritte setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Nähren Sie sich nicht, sagte der Dritte, oder ich brücke ab. — Nur Antwort auf die einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnäherweise vergrößern oder verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabackspfeife an, und schwor, sie sollte ihm nicht ausgehen.

Er hielt Wort. Das Wein lag tod am Boden. Der Britte rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Weines, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr 13 Wochen nach der Abreise desselben erhielt Thevenet einen Brief aus England ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeflossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von 250 Guineen auf Herrn Panchois Banquier in Paris. Sie haben mich zum Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich jenes Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

Braver Mann, mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zur Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an; ihr Vermögen, ihre Familien-Verbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, lieber Herr Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Um-

sonst hat ich um ihre Hand — umsonst. Was ten ihre Eltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß (Fräulein) Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu seyn, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit wegen meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie deswegen gering achten.

Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, lieber Thevenet und ich ward es!

Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sey mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich, aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nun um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Können Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: Ich sey ein Narr!

Charles Temple.

Herr Thevenet theilte die Anecdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mähe heißen kann.“

Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Wittin. Es ist wahr, ein Wein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen; auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

Bei dem Allen erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehe-Frühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzuerkennen.

Sir, geben Sie Acht! Ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Wein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie seyn können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt seyn, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Behe, und nach fünf Jahren die Amputation der kleinen Behe sey zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mit mir eingestehen, es wäre am Beschnitten der Nagel genug gewesen.

Alles das sage ich, unbeschadet dem Verdienste Ihrer reizender Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Wein hingesehen; jenes würde mich nie, dieses zeitlichens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde heute noch sagen: Thevenet, du warst ein Narr!

Womit ich die Ehre habe zu seyn, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet.“

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der Alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langeweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihn in dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnstessel, beim schäumenden Vortee, am Kamin, umringt von Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht äbel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledigte Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich um nachzusehen, ob Ihr Rath reif geworden sey.“

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig“

hast

haftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Hevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge; hätte mich nicht das gottlose Stetzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei seyn kann. Kommen Sie und trösten Sie mich!"

"Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich."

Nichts mehr davon. Ihr Stetzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib."

"Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?"

"O vollkommen, lieber Hevenet! Aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder; ich gehe jetzt nicht den Abschnitzer eines Nagels davon! Unter uns gesagt; Ich war ein Narr — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich!"

### Joseph und William.

Eine nordamerikanische Geschichte.

Es war in der Mitte eines der herrlichsten Sunitage, als ich eine kurze Reise antrat, die mich durch die kühlen, entlegenen Wälder der östlichen Gestade von Massachusetts führte. Ich konnte nicht verkennen, daß ich im Lande meiner Voreltern war. Selbst die Natur trägt hier den Stempel jener starken Herothenerer Freiheit, und während die Zeit Kunst und Reichthum in unser glückliches Land eingeführt hat, hat sie diese abgelegenen

Thäler mit scheiter Ehrfurcht geschönt. Die Geschichten, die man in diesen Urwäldern und auf den Höfen der Landleute findet, tragen noch immer den Stempel der alten Sage. Die mogebewachsenen Steine selbst haben einen gewissen Anstrich der presbyterianischen und puritanischen Strenge, die unsere Voreltern so sehr bezeichnete. Wir waren eben in einer Unterhaltung über das Fortschreiten des Menschengeschlechtes in moralischer Hinsicht begriffen, als wir durch die Erscheinung eines menschlichen Wesens unterbrochen wurden, das an Furchtbarkeit und Schenßlichkeit Alles übertraf, was ich noch je gesehen hatte. Die erhabene und weit vorstehende Stirne, das verzerrte und grinsende Gesicht, ein Auge, das Lavater zum Modell seines Satans gedient haben würde, und eine Gestalt, in der sich Wildheit und Verzweiflung verkörpert zu haben schienen, schoß an uns vorbei. Dieses Wesen war mit einem zerlumpten Kittel nur halb bekleidet und in seinem ganzen Aeußern malte sich untilgbare Schuld. Mein Pferd sprang auf die Seite und ich griff unwillkürlich zu meiner Pistole. Mein Reifesegefährte beruhigte mich, er kannte ihn und erzählte mir auf meine Bitte die Geschichte dieses alten Mannes, die ich wieder gebe, so wie sie mir berichtet wurde.

Unter den Familien, die in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts dem Herrn nach alter puritanischer Weise dienten, zeichneten sich die Elephale, Warners, und Lois Leeslies besonders aus. Ihre Wohnungen gränzten aneinander und ihre Kinder wuchsen mitwider auf, herrlich wie die Draiosen. Fanny, die einzige Tochter der Wittwe Leeslie, war das süßeste Mädchen, das je in dieser sündigen Welt lebte. Wild wie die See, über der kein Lüftchen streicht,

kannte



kannte sie keine Freude als die, Gott, ihrer Mutter und ihrem Nebenmenschen zu dienen. Ihr Bruder war so eben aus dem Fesle zurückgekehrt; die unfäglichen Leiden, die er auszustehen gehabt, warfen ihn aufs Siechbett; seine Tage waren gezählt. Warner, ein rechtlicher Greis, hatte seine Frau verloren, und von fünf Kindern waren ihm bloß zwei Söhne übrig geblieben. Beyde ein auffallender Beleg, wie sonderbar oft die Natur in ihren Launen ist. Joseph und William waren sich in körperlicher so wie geistiger Hinsicht so wenig ähnlich, daß Niemand sie für Brüder gehalten haben würde, der sie nicht kannte. Joseph war ein finsterner, verschlossener, brütender Mensch, mit Augen, die kaum hinter den schwarzen buschigten Wimpern hervorzublicken wagten; William war ein edler, herrlicher Jüngling. Beyde liebten die schöne Fanny, jeder nach seiner Weise. Es war im Jahr 1776, als der Sergeant vom östlichen Milizenregimente Massachusetts in die Gegend, wo unsere Familien wohnten, kam, um seine Kompanie zu ergänzen. Das Schicksal von Fanny's Bruder hatte jeden jungen Burschen ergriffen. Der Tod, der stündlich sich näherte, die verzehrende Krankheit, die sich in seinem bleichen, verstörten Gesichte aussprach, die Peiden, die er auszustehen hatte und seiner Familie verursachte, waren für seine jungen Freunde eine traurige Aussicht. Es war nicht der Tod, den sie fürchteten, es war die Mäheligkeit, die sie in diesem sämmervollen Kriege zu erwarten hatten, welche sie mit Schrecken an den Augenblick denken ließ, der sie von den Ihrigen trennen würde. Das Loos würde gezogen und fiel auf William. William kehrte mit wehmüthiger Resignation ins elterliche Haus zurück. Er hatte seit den letzten zwei Tagen,

nämlich während der Anwesenheit des rekrutirenden Sergeanten die Liebe seiner Fanny deutlich und mit Freuden bemerkt. Sie hatte ihn oft wehmüthig angeblickt, und nur die Furcht, die Eifersucht seines Bruders zu erwecken, hatte sie zurückgehalten, sich noch deutlicher zu erklären, und das nämliche war bei ihm der Fall gewesen.

Joseph war Williams älterer Bruder; er liebte Fanny gleichfalls, hatte dasselbe Recht auf ihre Hand und dieselben Ansprüche. Die ungestüme Heftigkeit und die Blicke, die er bei den mindesten Aeufferungen seiner Liebe auf Fanny schoß, hatten William schwächtern gemacht. Nun aber, da er sich trennen sollte und mußte, waren alle Bedenklichkeiten verschwunden. Er hatte kaum seinem Vater verkündet, daß das Loos auf ihn gefallen sey, als er zum Hause der Wittwe Lois Bestieckte und mit wehmüthiger Stimme seinem Mädchen zurief: „Ich bin Soldat.“ Das Mädchen stieß einen Aufschrey aus. William eilte hinzu, fing sie in seine Arme auf und gab ihr den ersten Kuß der Liebe. „Mein William, meine Fanny!“ rufen die Liebenden, ohne die Anwesenheit ihrer Mütter und Josephs zu gewahren, als Joseph zwischen sie stürzt und mit einem Blicke, der die Hölle in sich schließt, die Liebenden auseinander reißt. William wandte sich erschrocken zu seinem Bruder. „Verzeih Joseph, der Schmerz der Trennung überwältigte mich.“ — „Ich wollte,“ rief der Mannes, „du wärst in der Hölle.“ — „Gott helfe uns!“ riefen Mutter und Tochter; „Gott helfe uns und beschütze uns vor diesem Unmenschen!“ — „Der, wenn ihr so fort macht,“ rief Joseph, „euch alle zur Hölle senden wird.“ Mit diesen Worten stürzte er zur Thüre hinaus. Die Stunden, die William mit seiner Geliebten

zubringen durfte, waren gezählt, und er borgte sich jede Minute ab, um sie noch vor seinem Abschiede recht zu genießen. Sein Vater, ihre Mutter und ihr Bruder sahen und blickten ihre Liebe, und Beyde gaben sich das Wort, einander tren zu bleiben. Mit dieser Versicherung waren sie von einander geschieden. Am folgenden Morgen sollten die Neugebornen nach Washingtons Lager abgehen. William hatte von seinem Vater, von seiner Braut, ihrer Mutter und ihrem Bruder Abschied genommen und wollte dasselbe mit seinem Bruder Joseph thun. Dieser war jedoch nirgends zu finden, und er mußte, ohne Lebewohl von ihm genommen zu haben, abziehen. Monate vergingen; William sandte Nachricht, so oft er Gelegenheit fand. Von Joseph jedoch konnte Niemand etwas erfahren. Später blieben auch die Briefe von William aus. Es verging ein Monat nach dem andern. Immer hoffte Vater Warner und Fanny auf Kunde von William, aber vergebens. Endlich nach einem halben Jahre kam ein Schreiben vom Sergeanten, der nun nach Hause zurückgekehrt war, und unter dessen Befehlen William lange Zeit gestanden hatte. Dieses Schreiben enthielt die traurige Geschichte. William befand sich auf einer Forrageparthie mit mehreren seiner Landsleute unter den Befehlen des Sergeanten. Sie waren dem feindlichen Lager ziemlich nahe und hatten den Befehl, einen Transport Lebensmittel, der diesem zugeführt werden sollte, aufzufangen; der Transport war mit einer starken Bedeckung versehen. Ein Kampf entspann sich, der immer hitziger und hitziger wurde; das Terrain ließ keinen Angriff in Reihe und Glied zu; die Kämpfenden waren auf die Wagen und Bäume, in Gebüsch und Hohlwegen zerstreut. Endlich schien sich der Sieg auf die Seite der Amerikaner zu neigen. Schon waren die Briten zurückgeschlagen, schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, ihren Transport zu retten, als Verstärkung vom feindlichen Lager ankam. Ihr Muth wachte wieder auf, die Amerikaner hatten einen neuen Kampf zu bestehen. Noch kämpften sie mit Entschlossenheit, als ihre Ammunition auszugehen an-

ging. Das ermattende Feuer bemerkend, verdoppelten die Briten ihre Angriffe, und in kurzer Zeit mußten jene das Gewehr strecken. Sie hatten dieses bereits gethan, und waren von ihren Siegern umringt, denen sie ihr Geld und ihre Uhren abliefern, als einer der Briten auf William losstürzte, und ihm mit dem Worten: „denke an Fanny,“ das Bajonett in die Brust ramnte. Niemand konnte sich das Betragen des Briten erklären. Selbst seine Landsleute tadelten ihn seiner Unmenschlichkeit wegen, das war jedoch alles. Die Briten erlaubten sich in diesem Kriege so viele Grausamkeiten, daß der Mord eines Gefangenen nicht der Bemerkung werth erschien. Dem Sergeanten war jedoch dieser Mord ein Gräuelf, und er konnte den Mörder Williams nie ohne Abscheu ansehen. Es war ihm, als ob er sein Gesicht irgendwo gesehen hätte; endlich fragte er einen der britischen Soldaten, nach dem Namen dieses Unmenschen, und hörte mit Schrecken, daß er Joseph Warner heiße. Er war der Bruder des unglücklichen William. Nach einigen Monaten wurde der Sergeant gegen die Bedingung, während des Krieges nicht gegen England zu dienen, ausgewechselt, und kaum war er zu Hause angekommen, als er Williams Vater diese Nachricht zusandte. Der Vater saß vor dem Hause auf einer Bank unter dem Schatten einer alten Eiche, als ihm das Schreiben zukam. Er hatte es noch nicht ganz ausgelesen, als er leblos von der Bank fiel. Ihn hatte der Schlag getroffen. In wenigen Wochen folgte ihm Fanny Leiste ins Grab nach. Der ausgeartete Unmensch lebt noch, keine Kugel hat ihn erreicht, kein Bajonett, kein Schwert durchbohrt, und als ich einige Jahre später durch dieselbe Gegend reiste, sah ich ihn am Wege nach Plymouth sitzen. Bey meiner Annäherung schätzte er aber in den Wald, sich und seine Gräuelf vor jedem menschlichen Auge verbergend.

#### Tagesneuigkeiten.

Den 24. April Abends um 6 Uhr wurde zu Dresden die Tauffhandlung des neugebornen

nen Prinzen vollzogen und es wurden Dem selben die Namen: Friedrich, August, Albert, Anton, Ferdinand, Joseph, Carl, Maria, Baptist, Nepomuk, Wilhelm, Xaver, Georg, Fidelis, beigelegt. Den 27. April wurde am Hofe Galla angelegt und in sämtlichen Kitzchen, der Residenz während des Vormittags Gottesdienstes das Te Deum unter Artillerie und Infanterie-Salven gesungen. In den Mittagsstunden empfingen Sr. Majestät der König, ingleichen S. K. S. H. die Prinzen Maximilian und Johann, die Glückwünsche der Minister und wickl. Geheimen Räte etc. Mittags fand eine extendirte Königl. Familienafel statt. Abends 6 Uhr war Concert in den Paradesälen des Königl. Schlosses und nach halb 9 Uhr nahm Sr. Maj. die in der Residenz veranstaltete Erleuchtung in Augenschein.

Bei den häufigen Gewittern, die in der letzten Hälfte des Aprils fast überall gewüthet haben, zündete der Blitz auf dem Gute Hohenholz bei Stettin einen Schaaffstall an, und 700 veredelte Mutter-Schaafe nebst deren Lämmer verbrannten darin. An einem der folgenden Tage war das Gewitter mit einem solchen Hagelschauer verbunden, daß der Hagel wispelweise hätte aufgelesen werden können und alle Blüthen-Knospen von den Obstbäumen herabstiege.

### Geborne in Sorau.

Den 24. April. Wstr. Gottlob Wilhelm Gärtler, Bürgers und Tischlers, Tochter.

Den 1. Mai. Joh. George Giersch, Bauers in Gurfau, Sohn.

Den 5. Wstr. Gottlob Jehde, Köhrs und Brunnenmachers, Sohn.

Den 7. Wstr. Friedrich August Richter, Bärgers und Tuchmachers, todgeb. Tochter.

### Gestorbene.

Den 24. April. Joh. George Neumann, Gefreiter beim Stamm des 3. Bataillons 12. Landwehr-Regiments, 33 Jahr 22 Tage.

### Geraute.

Den 5. Mal. Joh. Gottfried Walter, Einwohner und Tagearbeiter allhier, mit Doctrothea Elisabeth Kretschmar.

### Anzeigen.

Vom dem Patrimonial-Gerichtsamt Gersdorf wird die dem Müller Gohlisch zugehörige, an dem Flusse Lubst gelegene, mit 2 Mahlgängen, einer Brettschneide und einer Delpoche versehene Wassermühle, nebst Garten, Acker und sonstigem Zubehör, welche nach der gerichtlich aufgenommenen Taxe auf 6840 Rthlr. 4 Sgl. 2 pf. taxirt worden ist, auf den Antrag der Real-Gläubiger Schuldenhalbersub hasta gestellt, und es sind die Bietungstermine auf

den 21. Juli d. J.,

den 22. September und

den 21. Novbr. d. J., welcher peremptorisch ist, angesetzt worden.

Es werden daher diejenigen Kauflustigen, welche annehmliche Zahlung zu leisten vermögen, hiermit vorgeladen, spätestens in dem letzten Termine in dem herrschaftlichen Schlosse zu Gersdorf zu erscheinen, ihre Gebote abzugeben, und des Zuschlags an den Meistbietenden und Bestzahlenden, wenn nicht gesetzliche Hindernisse eine Ausnahme zulassen, sich zu gewärtigen. Die Verkaufstaxe kann in der Registratur des unterzeichneten Gerichts eingesehen werden.

Sorau am 28. April 1828.

Das Patrimonial-Gerichtsamt  
Gersdorf.

Es soll

den 12. Mai d. J.

die Schenknaehrung zu Nis men au meistbietend jedoch mit von dem verpachtenden Dominio sich vorbehaltenen Auswahl unter den Lizitanten verpachtet werden.

Cautionsfähige Pachtlustige werden hiermit zu besagtem Tage Vormittags 10 Uhr auf dem herrschaftlichen Hofe zu Nis men au zur Abgabe ihrer Gebote vorgeladen.

Sorau den 12. April 1828.

Das Patrimonial-Gericht zu Nis men au.

Der

Der Königl. Consistorial-Rath Cosmar in Berlin hat ein sehr interessantes Werk, betitelt: „Beiträge zur Untersuchung der gegen den Kurbrandenburgischen Geheimen Rath, Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen“ zum Besten des Civil-Waisenhauses in Potsdam herausgegeben.

Speciell ist der Ertrag dieses Werkes zu Stipendien für die Zöglinge gedachter Stiftung bestimmt, welche ihre Bildung in derselben vollendet haben, und entweder zur Anverfistung oder zu einem Gewerbe übergehen.

Es sind bereits zwei Stipendien zur Erziehung von Officianten-Söhnen, aus dem ganzen Umfange der Monarchie, in gedachter Anstalt gestiftet worden. Zwei ähnliche Stipendien werden noch zu Ostern d. J. gestiftet werden.

Die vom Ertrage des Cosmarschen Werkes zu begründenden Stipendien gereichen also auch den in Dürftigkeit hinterbliebenen Söhnen der Preussischen Staatsdiener in der ganzen Monarchie zum Nutzen und Frommen.

Höher Anordnung gemäß ist der Debit des Cosmarschen Werkes, welches schon seines realen geschichtlichen Werthes wegen verbreitet zu werden verdient, den Post-Anstalten nachgegeben worden.

Eine gedruckte Abhandlung von dem Zwecke, der Einrichtung u. des Civil-Waisenhauses in Potsdam, ist bei dem unterzeichneten Post-Amte beliebigst einzusehen.

Der Preis des Werkes ist für ein Exemplar auf Kupferdruck-Wellinpapier 4 rthl. — sgl. auf blau Wellinpapier . . . . . 3 — —  
 — Schreibpapier . . . . . 2 — 15 —  
 — ordinärem Druckpapier . . . . . 2 — — —  
 Sorau den 6. Mai 1828.

Post- u. Amt.  
 Leip.

Die Boten-Post nach Mufkau, zur Beförderung der Briefe, nach Leipzig und Dresden, geht nunmehr Donnerstag um 9 Uhr Vormittag ab, wie am Sonntag.

Sorau den 6. Mai 1828.

Post- u. Amt. Leip.

**Pacht-Anzeige.**

Unter sehr billigen Bedingungen steht mein Bauergrund sub No. 8. in Goldbach von Johanni oder Weihnachten 1828 an, mit vollständigem Inventario und diesjähriger bestellter Aussaat und zu erwartenden Erndte, zu verpachten. Nähere Auskunft ertheilt Goldbach den 6. Mai 1828.

E. Griener.

**Tischdecken**

in roth, blau und grün, von vorzüglich schönen Mustern, erhielt wieder

G. F. Opitz seel. Wittwe.

**Sommer-Weite**

für Herren, von Fischbein, Weide und Stroh, in verschiedenen Farben, empfing ich zu sehr billigen Preisen

G. F. Opitz seel. Wittwe.

Vor dem Oberthore an der Seifensdorfer Straße in No. 402 ist eine große Stube nebst Kammer billig zu vermieten.

Eine ausmüblirte Stube nebst Kammer ist auf der großen Kirchgasse in No. 271 zu vermieten und kann den 1. Juni d. J. bezogen werden.

Beim Tischlermeister Linke sind zu Johannis d. J. 3 Stuben, Kammern, Holzställe, Keller u. einzeln zu vermieten.

Das den 11. d. M. als Sonntag früh bei mir ein Vogelschießen gehalten wird, zeige allen Freunden dieses Vergnügens ergebenst an, und bitte um zahlreichen Besuch. Kahle, Pächter des Rautenkranzes.

**Getreide-Preise in Sorau**

vom 9. Mai.

der Best. Schff. Weizen	1	Stuhl.	27½ sgl
	1	—	23½ —
	1	—	15 —
	1	—	— —